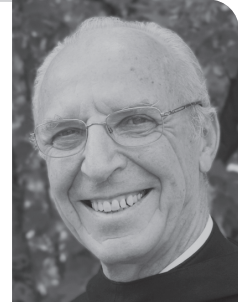


Fidelis Ruppert OSB

P. Dr. Fidelis Ruppert OSB, 1938 in Plankstadt geboren, trat 1959 in die Abtei Münsterschwarzach ein. Nach seiner Promotion in Würzburg war er Präfekt am Internat St. Maurus des klostereigenen Gymnasiums und in der Seelsorge tätig. Von 1979 bis 1982 war er Prior und von 1982 bis 2006 Abt der Abtei Münsterschwarzach. Seither leitet er Meditations- und Exerzitienkurse und bietet geistliche Begleitung an.



Fidelis Ruppert OSB

Aufbruch durch Rückkehr zu den Quellen

Nachkonziliare Erfahrungen und Einsichten

Als ich Mitte April 1959 in die Abtei Münsterschwarzach eintrat, war es gerade drei Monate her, dass Papst Johannes XXIII. das Konzil angekündigt hatte. Zu diesem Zeitpunkt konnten sich die meisten noch nicht vorstellen, was solch ein Konzil ist und was es bringen könnte.

Bei meinem Klostereintritt lief alles noch nach der hergebrachten Art. Manche Dinge kamen mir komisch vor, dass z.B. die Brüder keine echten Mönche waren und keine Mitspracherechte hatten und dass sie in einem Oratorium ihr Chorgebet deutsch beteten und wir in der Kirche lateinisch oder, dass wir am Sonntag im feierlichen Konventamt nicht kommunizieren durften, sondern nach dem Frühoffizium eine „Kommu-

nionmesse“ besuchen mussten, um anschließend frühstücken zu können. Es gab zu allem auch Begründungen, die ich – wenn auch etwas verwundert – zur Kenntnis nahm und dann weiter keine Probleme damit hatte, weil mir ansonsten das Leben im Kloster zusagte und ich für mich viel Neues entdecken konnte. Außerdem war ich nicht in unserem Internat groß geworden, sondern kam nach dem Abitur „von außen“ dazu, so dass das Kloster für mich zunächst mal eine eigene Welt war, die ich erst entdecken musste und in die ich noch keine Vorerfahrungen oder Vorurteile mitbrachte.

Je näher aber das Konzil rückte, desto offener wurden auch Probleme und Unzufriedenheit ausgesprochen. Es wurde

mir klar, dass diese Probleme anscheinend schon früher da waren, aber nicht offen geäußert werden durften.

Als ich 1961 an der Universität Würzburg das Theologiestudium begann und dort einer sehr offenen Atmosphäre begegnete, wachte ich eigentlich erstmals auf und begann, die Situation in Kirche und Kloster auch kritisch zu betrachten, wozu ich bisher aufgrund meiner Vergangenheit keinen Anlass gehabt hatte. Jetzt erlebte ich eine gewaltige Horizonterweiterung. Es entstand ein Bewusstsein von Freiheit und Weite, von Freude am Mitdenken und Mitverantworten, die mich begeisterte. Meine frühere Dynamik aus der Zeit der Jugendarbeit und eine große Begeisterung, jetzt wieder Neues mit zu gestalten, wachte wieder auf.

Das war aber gar nicht so einfach. Die Unbekümmertheit unseres Denkens stieß bald auf Widerstand. Manche aus der älteren Generation atmeten auf, weil sie schon lange auf Reformen gehofft hatten, aber andere waren entsetzt und fühlten sich bedroht. Neue Gedanken galten automatisch als Kritik an herkömmlichen Überzeugungen oder gar am bestehenden System überhaupt. Die Situation wurde dadurch verschärft, dass es in unserer Gemeinschaft und in den meisten anderen Gemeinschaften keine nennenswerte Gesprächskultur gab und deshalb unterschiedliche Meinungen sehr schnell zu Konfrontation und Streit führten. Wir Jüngeren hatten immer gehofft, dass die ältere Generation irgendwie gutwillig auf uns eingehen könnte, zumal wir doch so „einleuchtend“ zu argumentieren wussten. Das war natürlich naiv. Es fehlte den Älteren ja meist nicht an gutem Willen, sondern sie waren durch Jahrzehnte

und Jahrhunderte alte Denk- und Verhaltensmuster geprägt, die man nicht einfach mit einigen guten Argumenten oder etwas gutem Willen verändern konnte. Längere Veränderungsprozesse waren angesagt.

Allerdings fehlte vielen Jüngeren die Geduld und das Durchhaltevermögen, sie verließen oft scharenweise die Gemeinschaften, was denen, die blieben, den Vorwurf einbrachte: „Da sieht man ja, wohin das alles führt!“ Deshalb mussten die Jüngeren und die reformorientierten Älteren auch erst mühsam lernen, wie man sich mit denen, die blockieren, auf einen längeren gemeinsamen Weg einlassen kann. Alle hatten etwas zu lernen und mussten sich je auf ihre Weise umstellen.

Auf Umwegen zu den Quellen

Wie war nun aber dieser Weg der Erneuerung? Hatten wir uns am Ordensdekret orientiert? Ich glaube, dass dieses Dekret bei uns keine große Rolle gespielt hat, da es ja erst am 28. Oktober 1965, also ganz am Ende des Konzils veröffentlicht wurde, als die Diskussionen schon längst in vollem Gange waren. Das Konzil hat ja die meisten Ideen nicht selber erfunden, sondern sie lagen längst in der Luft und konnten bisher nur nicht recht ans Licht kommen. Prägend für unseren weiteren Weg war aber eine zentrale Äußerung in Nr. 2 des Ordensdekretes *Perfectae Caritatis*:

„Zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens heißt: ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute, zugleich aber deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse.“

Das war ein weises Leitmotiv: sich des Ursprungs bewusst werden und diese Grundintention für die heutige Zeit lebbar machen. Nach meiner Wahrnehmung und Erinnerung wurde dieses kluge Prinzip aber oft sehr einseitig umgesetzt.

Einseitige Interpretationen

Mit großer Begeisterung wurde der zweite Teil dieses Leitmotivs der Erneuerung aufgenommen: Anpassung an die heutige Zeit, das *Aggiornamento*.

Immer wieder hieß es dann: „Heutzutage kann man das doch nicht mehr so machen!“ oder „Heutzutage muss das doch so und so sein!“ Es war sehr verständlich, dass man viel alten Ballast, wie ungesunden Legalismus und klein-kariertes Verhalten, abwerfen wollte. In vieler Hinsicht war es höchste Zeit, dass ein Hauch von Freiheit durch die Gemeinschaften wehen durfte. Aber vieles, was „heutzutage“ nicht mehr zu passen schien, wurde aufgegeben, ohne dass man überlegte, was dieser Brauch oder diese Anordnung ursprünglich meinte und wie man ihn vielleicht in neuer Form weiterführen könnte. Es war so ähnlich wie mit der Liturgie und den Kirchen. Man hat vieles, was „heutzutage“ nicht mehr passte, ausgeräumt. Oft wirkte das auf den ersten Blick wirklich befreiend. Aber bald merkte man, dass einiges auch ärmer und dünner und kälter geworden war.

Das Gleiche kann man für die Benützung der Bibel in der Zeit gleich nach dem Konzil sagen. Es wurden von allem jene Stellen zitiert, die die Liebe in den Mittelpunkt stellten, nicht das Gesetz oder asketische Werke. Man hat gerne zitiert, dass wir „zur Freiheit berufen“

sind, aber man hat oft die folgenden Worte übersehen, dass man „die Freiheit nicht zum Vorwand (Deckmantel) für das Fleisch“ (Gal 5,13) nehmen darf und dass es im Sinne der inneren Freiheit darum ginge, die „Werke des Fleisches“ abzulegen und die „Früchte des Geistes“ wachsen zu lassen. (Vgl. Gal 5,19-25) Das war zwar sehr befreiend – ich habe das auch immer so empfunden und empfinde es heute noch so – und es war auch verständlich als Gegenreaktion gegen die einseitige Nutzung der Bibel in vorkonziliarer Zeit. Aber es war eben eine neue Einseitigkeit, die sich auf Dauer auch negativ auswirkte.

Autoreninfo

Kontaktdaten zum
Autor finden Sie in der
Druckausgabe

Aus dieser Einsicht heraus tauchte bei uns in Aussprachen über Reformvorschläge die Einsicht auf, man solle nichts abschaffen, ohne wieder etwas Neues einzuführen, das das ursprüngliche Anliegen aufgreift. Dazu ein Beispiel: Das Schuldkapitel, wie es in meiner Klosterjugend praktiziert wurde, passte „heutzutage“ wirklich nicht mehr, wo man sich vor allem wegen Kleinigkeiten und Kinkerlitzen anklagen musste, während die großen Probleme unerwähnt blieben. Immer wieder kam die Forderung, diese Kulpa abzuschaffen. Mein Vorgänger, Abt Bonifaz Vogel, nahm dann einige Vereinfachungen vor, weigerte sich aber, die Kulpa, das Schuldkapitel ganz abzuschaffen. Als der Druck auf die Kulpa stärker

wurde, schlief die alte Form allmählich ein, aber Abt Bonifaz hielt ab und zu eine „Kulpakonferenz“, wo er offen und ungeschminkt ungute Verhaltensweisen in der Gemeinschaft ansprach und wir anschließend ein Bußgebet sprachen. Mein Vorgänger war zu Recht der Meinung, dass es nicht gut sei, wenn in einer Gemeinschaft nie öffentlich über das Negative gesprochen würde. Aber wie konnte eine gute Form dafür aussehen?

Ziemlich am Anfang meiner Amtszeit sagte ein Mitbruder bei einer öffentlichen Aussprache, es sei keine gute Situation, dass man sich „heutzutage“ nicht mehr vor der Gemeinschaft entschuldigen könne, selbst wenn man ein Auto kaputt gefahren hat. Das löste eine lebhaft diskutierte Diskussion aus und am Ende stand der Wunsch der Gemeinschaft, doch wieder eine Form der Kulpa zu finden. Seither machen wir zweimal im Jahr – in der Advents- und Weihnachtszeit – eine Kulpa in kleinen Gruppen. Dann kann jeder etwas äußern, wo er den Eindruck hat, dass sein Verhalten für das Leben der Gemeinschaft nicht gut war oder wo er einen größeren Schaden angerichtet hat. Es wird nichts diskutiert, alle nehmen schweigend das Gesagte an und abschließend folgt ein passendes Gebet. Niemand muss etwas sagen, aber fast jeder äußert sich mit etwas; oft sind sehr überraschende und offenerherzige Äußerungen von Einzelnen zu hören. Hinterher hat man den Eindruck, dass diese Offenheit uns allen gut getan und die Atmosphäre gereinigt hat. Man fühlt sich auch mit seinen Schwächen ein wenig näher bei einander. Das ist für mich eine geglückte Form, ein altes Anliegen in heutiger Form zu praktizieren.

Neue Ansätze durch die Rückkehr zu den Quellen

Das oben erwähnte Doppelprinzip des Konzils wollte eine einseitige Reform verhindern, dass man weder nur schaut, was eben „heutzutage“ passend ist, noch dass man nur zu alten Formen zurückkehrt und „die gute alte Zeit“ wieder beschwört. Aber wie kann gelingen, zu den Quellen zurückkehren und den Geist des Ursprungs für die heutige Zeit passend machen?

Es gab von Seiten der Älteren immer wieder mal den Hinweis, dass Rückkehr zu den Quellen bedeute, wir müssten eben die Regel und die monastischen Praktiken wieder ernster, d.h. wörtlich nehmen und uns wieder strikter an die alte Observanz halten. Es war bald klar, dass das kein Weg sein konnte, zumal auch viele Ältere keine Lust hatten, die Kleinlichkeit und den Legalismus früherer Zeiten wieder einzuführen.

Wie kommt man aber zu einem fruchtbaren Verständnis der Quellen? Ich selber hatte ein Spezialstudium über das frühe Mönchtum hinter mir, aber mir war auch nicht klar, wie das alte Wissen für heute fruchtbar gemacht werden könnte, zumal es damals bei meinem Studium am Monastischen Institut in Sant' Anselmo in Rom nur um die rein historischen Aspekte ging, obwohl damals Mitte der 1960er Jahre das Konzil gerade in seiner Schlussphase war und die Fragen einer Anpassung ans Heute notwendig gewesen wäre.

Wir – zunächst eine kleiner Gruppe von uns Jüngeren – mussten erst einen Umweg machen. Ende der 1960er Jahre kamen fernöstliche Formen der Meditation in unseren Blick. Wir ließen uns darauf ein und waren begeistert, dass

wir etwas Neues entdeckt hatten. Und was war das Neue? Es wurde uns deutlich, dass geistliches Leben ein innerer Weg ist, auf dem man an tiefere innere Erfahrungen geführt wird und gleichzeitig auch Hilfen findet, wie man die eigenen inneren Probleme angehen kann, vor allem auch in Verbindung mit der Psychologie, die wir in jenen Jahren für uns entdeckt hatten.

Bisher hatten wir das geistliche Leben eher als ein asketisches Bemühen verstanden, eine fromme, asketische Praxis und als Leben mit der Liturgie und bestimmten Formen des Betens. Das war ja in Ordnung so und hat uns ja auch jahrelang getragen, aber in diesen Zeiten des Umbruchs trug es nicht mehr genügend, weshalb auch viele dieses Leben nicht mehr aushielten und gegangen sind. Es brauchte dynamischere und tiefer gehende Formen des geistlichen Lebens.

Plötzlich waren wir nun geistlichen Formen begegnet, die einen inneren Entwicklungsweg anboten und geistliches Leben als einen Erfahrungsweg.

Einige Zeit war dann nicht klar, wie unser eigener Weg weitergehen würde. Sollten wir die Seiten wechseln und ganz andere religiöse Wege einschlagen? Durch verschiedene Umstände, die ich hier jetzt nicht schildern kann, und vor allem auch durch die Begegnung mit Karlfried Graf Dürckheim ging uns plötzlich auf, dass auch unsere eigenen monastischen Quellen, die Benediktsregel und die dahinter liegenden Quellen der Wüstenväter auch solch einen inneren Reinigungs- und Erfahrungsweg meinten. Das war uns bisher nicht klar gewesen.

Wir begannen, diese unsere monastischen Quellen zu studieren. Die Erfah-

rungen mit den geistlichen Wegen des Ostens hatten uns irgendwie die Augen geöffnet und waren wie ein Schlüssel oder wie eine neue Brille, mit denen uns die eigene Tradition auf einmal in ganz neuem Licht aufging. In dieser kleinen Gruppe von Mitbrüdern, die das alles entdeckt hatten, tauschten wir uns viel aus und waren gemeinsam begeistert von dem, was wir in unseren Quellen und immer mehr auch in der Bibel und in der Liturgie in ganz neuer Weise entdeckten. Durch die Rückkehr zu den Quellen hatten wir neue Erkenntnisse für den Weg in die Zukunft entdeckt und auch eine Sprache, um das auszudrücken, was uns wichtig ist.

Allmählich begannen wir, diese Entdeckungen in kleinen Kursen mit Jugendlichen „auszuprobieren“ und stellten fest, dass diese Sprache sofort verstanden wurde. Nach einigen Jahren der Erfahrung begannen wir, die neuen Erkenntnisse zu veröffentlichen, besonders in der Reihe unserer Münster-schwarzacher Kleinschriften.

Für mich ist heute noch faszinierend, und ich betrachte es als ein Zeichen ganz besonderer Führung und Fügung, dass wir erst diesen Umweg nach Fernost machen mussten, um einen Erfahrungsschlüssel zu finden, mit dem sich uns die eigene Tradition in ihrem ganzen Reichtum neu und tiefer erschloss. Zunächst hat uns das ganz persönlich geholfen, auf dem bisherigen monastischen Weg in neuer Weise weiter zu gehen. Dann konnten wir vieles davon an Außenstehende weitergeben, in Kursen und in verschiedenen Veröffentlichungen, und schließlich sickerten diese Erfahrungen auch immer mehr in die eigene Gemeinschaft ein. Dazu verhalfen uns dann auch neuere Erfahrungen aus der Gruppendynamik.

Gruppendynamik und monastische Tradition

Gleichzeitig mit fernöstlichen Meditationsformen entdeckten wir auch die Gruppendynamik, die damals – um das Jahr 1970 – in kirchlichen Kreisen noch recht unbekannt war. Es waren damals noch die rauen Methoden des Sensitivity Trainings, die vor allem mit Frustration und Aggression arbeiteten. Das waren recht herausfordernde Seminare, aber sie brachten uns ganz neue und erleuchtende Einsichten in die Gesetzmäßigkeiten, die in Gruppen ablaufen. Wir verstanden auf einmal, warum die Erneuerungsprozesse in der Gemeinschaft so schwierig waren und es dämmerte uns allmählich, wie wir gruppendynamische Einsichten nützen könnten, um ein besseres Miteinander in unserer Gemeinschaft zu erreichen. Vor allem lernten wir erstmals, wie über einfache Gesprächsregeln ein vertrauensvolles und kreatives Reden in Gruppen möglich ist, oder wir lernten, wie sich Entscheidungsprozesse in friedlicher Weise so steuern lassen, dass man zu guten mehrheitlichen Entscheidungen finden kann, die auch abweichende und oppositionelle Meinungen angemessen berücksichtigen können.

Allerdings war die Umsetzung dieser Einsichten nicht so schnell möglich, da die meisten Führungsämter noch von Mitbrüdern besetzt waren, die mit solchen Erfahrungen nicht vertraut waren und sie deshalb auch nicht gut zulassen konnten. Erst als die ersten jüngeren Mitbrüder wichtige Führungsämter erhielten, konnten sie diese neuen Einsichten in ihrem Bereich umsetzen. Es zeigte sich sehr bald, dass durch dieses neue Verhalten ein friedlicheres und effektiveres Miteinander möglich war.

So öffnete sich auch die Gemeinschaft allmählich neuen Formen der Kommunikation, weil zu sehen war, wie sie sich fruchtbar auf das Zusammenleben auswirkten.

Wiederum überraschend für uns und zugleich auch sehr befreiend wirkte dann aber die Erkenntnis, dass wir vieles, was wir an gruppendynamischen oder psychologischen Einsichten schätzen lernten, auch in unseren eigenen Quellen, in der Benediktsregel, bei den Wüstenvätern und auch in der Bibel finden konnten.

Durch die Brille unserer ursprünglichen klösterlichen Erziehung waren wir beim Lesen der Benediktsregel vor allem auf Gehorsam, Unterordnung und Schweigen fixiert. Mit den neuen Erfahrungen im Hintergrund entdeckten wir plötzlich, wie viel in unseren Quellen vom guten Miteinander, von der gegenseitigen Sorge, vom Umgang mit Konflikten, von gutem Reden und gegenseitigem Verstehen und Wertschätzen die Rede ist. In den Augen der Mitbrüder, die mehr traditionell dachten, waren diese neuen Formen leichter anzunehmen, wenn sie nun nicht im Gewand gruppendynamischer und psychologischer Sprache daherkamen, sondern in einem geistlichen Kontext aus der eigenen Tradition und ihrer Sprache. Das hatte aber auch den grundsätzlichen Vorteil, dass das neue Miteinander nicht allein von gruppendynamischen Erkenntnissen gespeist wurde, sondern sich bewusst im geistlichen Kontext und auf der Basis einer brüderlichen Gemeinschaft entfaltet hat. Damit konnte die oft unheilvolle Spaltung von Psychologie und geistlichem Leben vermieden werden. Beide Erfahrungsebenen können einander fruchtbar ergänzen.

zen bzw. sich gegenseitig hinterfragen. Auch diese Themen fanden bald Eingang in unsere Kursarbeit. Im Jahre 1979 veröffentlichten P. Anselm Grün und ich die Kleinschrift „Christus im Bruder“, in der wir zum ersten Mal die Frage eines brüderlichen Miteinanders aus der Tradition des Mönchtums thematisierten. Dieses kleine Büchlein wird bis heute in immer neuen Auflagen gedruckt und in viele Sprachen übersetzt. Aber es war nur ein erster Versuch, aus dem dann – vor allem durch die Kreativität von P. Anselm – viele Veröffentlichungen, Vorträge und Seminare zu Fragen der Menschenführung und des guten Miteinanders hervorgegangen sind, immer auf dem Hintergrund unserer eigenen geistlichen Tradition. Mit

dem, was man uns im Noviziat über Autorität und Gehorsam gesagt hatte, wäre das alles nicht möglich gewesen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir uns bei diesen Elementen der Erneuerung unserer Gemeinschaft nicht auf einzelne Dokumente des Konzils gestützt haben, sondern durch außerklösterliche Erfahrungen – etwa mit fernöstlicher Meditation oder Gruppendynamik – plötzlich in der Lage waren, die Quellen unserer eigenen geistlichen Tradition neu zu entdecken und sie in geeigneter Weise auf heutige Bedürfnisse und Notwendigkeiten anzuwenden, gemäß der Maxime von Perfectae Caritatis: Rückkehr zu den Quellen und Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse.